

Menschlichkeit, die ich meine

Autor(en): **Capeder, Dumeni**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **65 (1994)**

Heft 3

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-812153>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MENSCHLICHKEIT, DIE ICH MEINE

Von Dumeni Capeder

Bei meinem morgendlichen Blick in die Tageszeitung fiel mir ein Bericht einer Studie über die Wohn- und Betreuungsqualität in Heimen und in der offenen Alterspflege auf. Die Heime schnitten, was die menschliche Zuwendung betrifft, nicht gerade gut ab. Diesbezügliche Resultate der Studie wiesen grössere Abweichungen zwischen den Heimen auf.

Und wir? – Wenn ich kritisch nachdenke, zehren wir recht oft von unserem ausgezeichneten Ruf: unsere Pflege, Betreuung und unsere Atmosphäre im Steinhof sind gefragt. Und trotzdem meine ich, dürfen wir uns keineswegs auf den sogenannten Lorbeeren ausruhen. Es gilt, sich jeden Tag bewusst zu werden, dass es zu einem guten Teil in unserer Hand liegt, wie das Wohlbefinden, die Lebensqualität unserer Heimbewohner im Steinhof ist. Pflegefachtechnisch orientierte werden mir nun mit der «ganzheitlichen Pflege» kommen, mit der «palliativen, mit der aktivierenden Pflege». Konzeptionell Denkende werden die zeitliche Dimension anführen und stellenplanbezogene Faktoren einbringen, nicht ohne die vorgegebene Anzahl Pflegeminuten pro Fall zu berücksichtigen. Vermehrte menschliche Zuwendung könne ja nur stattfinden, wenn dafür genügend geplante Zeit zur Verfügung stehe...

Ich persönlich habe Mühe, dieses so wichtige Anliegen der menschlichen Zuwendung mit technisch, konzeptionell und funktional begründeten Überlegungen abzuhandeln. Meine zugegebene etwas einfache Feststellung dürfte nicht überall Anklang finden. Ich wage sie dennoch:

«Ein alter und kranker Mensch ist eine viel zu ernste Angelegenheit, um ihn den fachtechnischen konzeptionellen Methodikern zu überlassen.»

Ich meine, dass vor allem die Art und Weise unserer täglichen Arbeit den Ausschlag gibt, wie menschlich unsere Betreuung und Pflege ist. Oder praxisbezogener ausgedrückt: Ich kann beim An- und Auskleiden, beim Baden, Rasieren, Esseneingeben, Strümpfeanziehen und Indenrollstuhlheben fachtechnisch noch so perfekt und zeitlich so rationell vorgehen, wenn dabei meine persönliche Zuwendung, der Ausdruck meiner inneren Gefühle in Stimme, Blick und Berührung nicht auf den Hilfsbedürftigen überflies-

sen, dann bleibt meine Arbeit gefühllos und daher kalt und unpersönlich. Die Begegnung von Mensch zu Mensch bleibt aus. Ist es dies, was die in der besagten Studie befragten Heimbewohner vermissen?

Selbstverständlich können wir mitmenschliche Zuwendung nur weitergeben, wenn sie in unserem Innern daheim ist. Kürzlich sah ich einer Pflegeperson zu, wie sie beim Massieren eines Heimbewohners mit ihm kommunizierte. Und ich kam nicht umhin ihr zu sagen, was ich dabei empfand: «Sie müssen die Men-

schen gerne haben; so wie Sie sie pflegen, muss es einfach das sein.»

Unsere Arbeit für den und am Heimbewohner setzt voraus, dass wir die Liebe zum Mitmenschen als Basis für unsere berufliche Tätigkeit in den Vordergrund setzen. Ist sie nur Job, nur Lebensunterhalt, dann ist sie zu schade, um an hilflosen, an von uns weitgehend abhängigen Menschen angewendet zu werden.

Unsere uns Anvertrauten erhoffen von uns jene Liebe und Zuwendung, die sie in ihrem Kranksein, ihrem Verlassen sein und ihrem Zerfall oft nicht mehr von aussen erfahren können. Dazu braucht es weniger Konzepte und Fachtechniken, als vielmehr einen aufmunternden Blick, um sie unsere Mitmenschlichkeit spüren und erleben zu lassen. Dazu braucht es keine zusätzlichen Pflegeminuten, keine neuen Strukturen und Philosophien. Es braucht eine Handvoll Menschlichkeit – ein bisschen Liebe. ■

... ein bisschen
Liebe ...
auch zum eigenen
Tun, damit
selbst ein
Strassenpflaster
zum strahlenden
Stern wird,
wie hier auf dem
Mont Juif
in Barcelona.

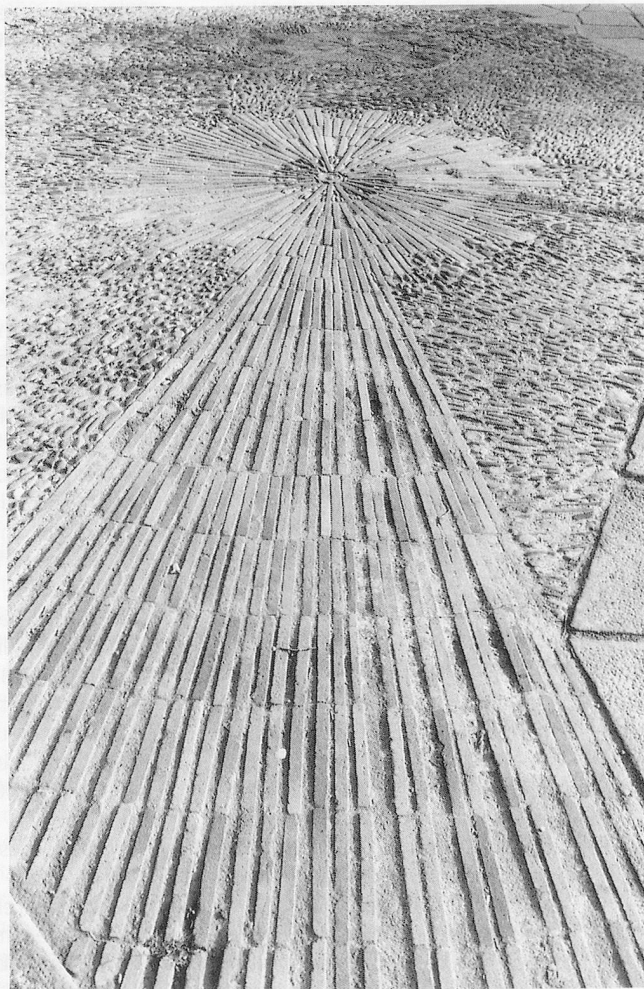


Foto Erika Ritter